



Christa Reicher

# Urbanität durch Dichte? – oder: Wie viel Dichte braucht die urbane Stadt?

In der gebauten Stadt greifen die Indizien der Urbanität – gefasste Plätze und Straßen, Märkte und Feste – oft ineinander. Das Missverständnis, Urbanität sei allein durch eine kompakte, dichte Baustruktur zu erzeugen, ist dennoch verbreitet. Die von Thomas Sieverts vorgenommene Unterscheidung in „gebaut“ und „gelebte“ Urbanität ist dabei eine hilfreiche Differenzierung, um städtische Räume zu verstehen und zu entwerfen. „In Ermangelung eines solchen dichten und lebendigen Straßenlebens wird die ‚gebaut‘ Urbanität von geschlossenen Häuserwänden an Korridorstraßen, von Plätzen und Alleen häufig stellvertretend für die ‚gelebte‘ Urbanität gesehen“ (Sieverts 1997 S. 32/33). Auch das städtebauliche Leitbild der 1960er und 1970er Jahre „Urbanität durch Dichte“, das seine räumliche Übersetzung in Form von Großwohnsiedlungen erfahren hat, zeigt, dass Dichte allein nicht ausreicht, um Urbanität zu erzeugen.

## Dichte als eine Bedingung von Urbanität

Der Begriff des „Urbanen“ lässt sich demnach nicht allein durch die kompakte Baustruktur und die numerische Bevölkerungsdichte definieren, sondern schließt eine Menge anderer Aspekte mit ein:

Die **bauliche Dichte** gehört zu den grundlegenden Eigenschaften der Stadt und ist damit eine wesentliche Bedingung für Urbanität. Dichte ist der Quotient aus der physikalischen Größe, im Falle der baulichen Dichte das Bauvolumen, und dem Raum bzw. der Fläche. Bei der baulichen Dichte handelt es sich um ein quantitativ messbares Kriterium. Sie wird definiert als das Maß der baulichen Nutzung eines Grundstücks bzw. als Maß für das Volumen der Gebäude auf einer bebauten Fläche. Sie impliziert das Verhältnis von bebauter zu unbebauter Fläche. Bauliche Dichte ist eine der Voraussetzungen für Urbanität. Dichte allein reicht aber nicht aus, um Urbanität zu erzeugen (vgl. Reicher u. a. 2016).

Neben der baulichen Dichte existiert eine **soziale Dichte**, die sich auf die Anzahl der Menschen und ihre Aktivitäten in einem Quartier bezieht. In der Regel ist mit der baulichen Dichte auch die Einwohnerdichte einer Stadt bzw. eines Quartiers verbunden. Beides muss aber nicht identisch sein. In Gründerzeitquartieren ist die bauliche Dichte gleich geblieben, während aufgrund des steigenden Wohnflächenbedarfs und der fortschreitenden Suburbanisierung die Einwohnerdichte abgenommen hat. Neben der Einwohnerdichte gibt es weitere Dichtetypen, wie die Beschäftigten- und die Interaktionsdichte. Diese beiden Dichtetypen sind für die Urbanität von Stadtquartieren aber nur bedingt aussagekräftig, weil ihre Werte auch an suburbanen Standorten hoch sein können. Ebenso zieht eine hohe bauliche Dichte nicht zwangsläufig eine hohe Interaktionsdichte nach sich. Die soziale Dichte, insbesondere in Verbindung mit der Einwohnerdichte, ist ein wichtiges Kriterium für Urbanität, dessen Stellenwert auch Häußermann betont:

„[E]rst ihr Zusammentreffen schafft die Voraussetzung für die kulturell und ökonomisch produktive Urbanität“ (Häußermann 2007, S. 21).

Die Heterogenität und damit die Lebendigkeit von urbanen Strukturen wird entscheidend durch die **Nutzungsmischung**, also das Gefüge und das Zusammenspiel der Nutzungen, mitgeprägt. Die Mischung von verträglichen Nutzungen im Raum bestimmt entscheidend den urbanen Charakter eines Quartiers. Der Begriff der Nutzungsmischung bezeichnet die Mischung der Funktionen Wohnen, Arbeiten und Erholen, die früher selbstverständlicher Bestandteil des urbanen Lebens waren, aber im Zuge der Funktionstrennung – einhergehend mit der Phase der Industrialisierung – mehr und mehr verloren gegangen sind. In den letzten Jahren werden die Vorteile einer Nutzungsmischung, wie kurze Wege oder größere Möglichkeiten der Umnutzung und Anpassung, zunehmend von Investoren und Bauherren erkannt, sodass sich ein Paradigmenwechsel in der Stadtentwicklung ankündigt – hin zu einer verstärkten Nutzungsmischung auf der Ebene des Quartiers.

Ein weiterer zentraler Aspekt der Urbanität ist die **urbane Gestalt** von Gebäuden und öffentlichen Räumen. Dieser subjektiv sehr unterschiedlich wahrgenommene Aspekt trägt aber entschieden dazu bei, ob eine Bebauung bzw. ein Stadtraum eher großstädtisch, kleinstädtisch oder dörflich wirkt. So bestimmt die Architektur der Gebäude, sowohl ihr Baustil als auch ihr Grad an Repräsentation, stark die urbane Wirkung der gebauten Struktur. Die urbane Gestalt des öffentlichen Raums wird im Wesentlichen durch den Maßstab, die Gestaltelemente, aber auch den Charakter der Begrünung geprägt.

Unter Berücksichtigung dieses komplexeren Urbanitätsverständnisses sind urbane Räume bis zu einem gewissen Grad planbar. Physische Dichte, für die es klare Parameter gibt, ist zu kombinieren mit einer Dichte von Ereignissen und Erlebnissen. Voraussetzung für eine Planbarkeit ist,

dass die bauliche Prägung auf den menschlichen Erlebnismaßstab Rücksicht nimmt und ein Gerüst für vielfältige Nutzungen schafft.

## Großwohnsiedlungen – Leitbild „Urbanität durch Dichte“ und seine Realitäten

„Urbanität durch Dichte“ galt als neue Maxime des deutschen Städtebaus der 1960er und 1970er Jahre. Die von dem Soziologen Edgar Salin 1960 in der Konferenz des Deutschen Städtetags in Augsburg erhobene Forderung, eine „neue, echte Urbanität“ in der Stadtplanung einzuführen, blieb nicht folgenlos. Der Bund Deutscher Architekten organisierte 1963 eine Tagung in Gelsenkirchen mit dem Titel „Gesellschaft durch Dichte“ (vgl. Buttler 2007). Damit hielten die Schlüsselbegriffe „Dichte“ und „Urbanität“ Einzug in die städtebauliche Diskussion und lösten das in der Nachkriegsära verbreitete Leitbild der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ ab.

1964 wurde quantitativ mit 600.000 fertiggestellten Wohnungen der Höhepunkt der Wohnbautätigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg erreicht. Das Streben nach Höchstleistung drückte sich nicht nur in Zahlen aus, sondern fand vor allem eine räumliche Übersetzung in den Großwohnsiedlungen, die insbesondere an der Peripherie der großen Städte errichtet wurden. Bezeichnungen wie „Demonstrativbauvorhaben“ oder „Entlastungsstadt“ kennzeichnen die neuen Siedlungseinheiten, die trotz einer gewissen Abhängigkeit von der Kernstadt eine urbane Identität entwickeln sollten. Im idealtypischen Endzustand sollten diese neuen Siedlungseinheiten architektonisch verdichtet, funktional verflochten und sozial durchmischt sein. Ein eigenes Zentrum mit Versorgungsinfrastruktur, ein differenziertes Verkehrssystem und eine Mischung verschiedener Wohntypologien sollten den Anspruch unterstützen. In der gebauten Realität klaffen bei dem Leitbild „Urbanität durch Dichte“ jedoch Anspruch und Wirklichkeit so weit auseinander wie bei keinem anderen Leitbild seit dem Zweiten Weltkrieg.

In Deutschland leben heute ca. 5 Millionen Menschen in Großwohnsiedlungen (vgl. BBSR 2015). Damit stellen sie einen Strukturtyp von hoher Relevanz in Städten dar. Heute sind viele der einst gefeierten Großwohnsiedlungen in Verfall geraten. In den Medien wird über soziale Probleme, Vandalismus oder hohe Kriminalitätsraten berichtet (vgl. Zimmer-Hegmann et al. 2006, S. 203). Dieses schlechte Image ist vielfach durchaus begründet: Zu geringe Investitionen in Modernisierungsmaßnahmen, Sanierungsstau oder eine mangelhafte Pflege der gemeinschaftlichen Flächen tragen zu dieser Wahrnehmung bei.

Nachdem viele Großsiedlungen in den 1990er Jahren dem Problem des Leerstands ausgesetzt waren, sind derzeit aufgrund der hohen Wohnraumnachfrage kaum noch freie Wohnungen verfügbar. Im Einzelfall sind Zukunftsbilder und Strategien für Großwohnsiedlungen entwickelt worden, um diese zukunftsfähig zu machen (vgl. Pahl et al. 2018). Und vor dem Hintergrund der neuen „Wohnungsnot“ wird wieder über Wohnungsbau in „großem Maßstab“ nachgedacht, insbesondere vor dem Hintergrund, dass die Bundesregierung sich das ehrgeizige Ziel gesetzt hat, pro Jahr 400.000 neue Wohnungen zu schaffen.

Das laufende Forschungsprojekt „Großwohnsiedlungen der Zukunft“<sup>1</sup> basiert auf einem ganzheitlichen und integrierten Forschungsdesign, das Geodaten in Form von objektiven physischen und funktionalen Eigenschaften betrachtet, diese mit sozioökonomischen und demografischen Merkmalen in Verbindung setzt und schließlich mit der subjektiven Wahrnehmung von Bewohnern, Planern und Außenstehenden für ein ganzheitliches Verständnis dieser Areale kombiniert. Physische Merkmale sind die bebaute Realisierung einer Großwohnsiedlung (Bebauungsdichte, Grünflächenanteil, Vegetationsdichte etc.) sowie die Lage

<sup>1</sup> Das Forschungsprojekt „Großwohnsiedlungen der Zukunft“ (2022–2023) wird bearbeitet von RHA REICHER HAASE ASSOZIIERTE, Deutsches Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR), Institut für Städtebau der RWTH Aachen sowie Sachverständigenbüro für Luftbildauswertung und Umweltfragen (SLU).

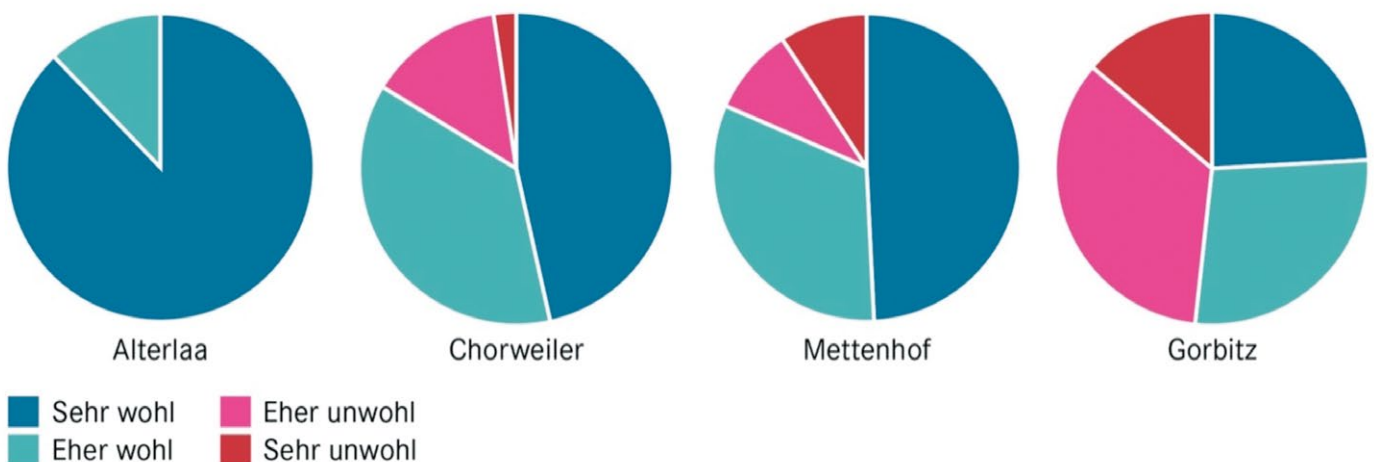


Abb. 1: Befragungsaktion zu den vier Fallstudien: Alterlaa, Chorweiler, Mettenhof, Gorbitz, Forschungsprojekt „Großwohnsiedlungen der Zukunft“

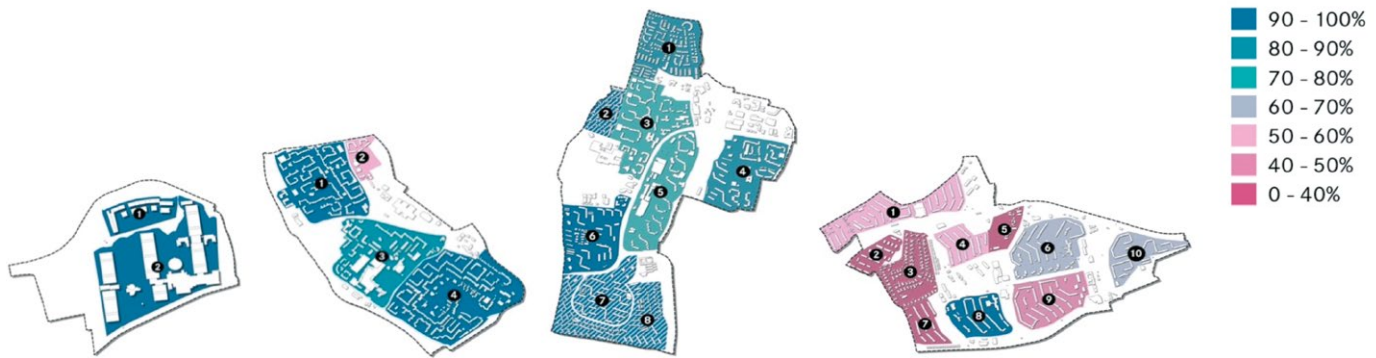


Abb. 2: Wohnzufriedenheit, Forschungsprojekt „Großwohnsiedlungen der Zukunft“

im städtischen Gefüge (zentral, peripher etc.). Funktionale Merkmale umfassen die Nahversorgung, gemeinschaftliche Räume oder die öffentliche Anbindung. Sozioökonomische und demografische Merkmale bestehen aus Einkommensverhältnissen, Zugang zu öffentlichen Einrichtungen oder Altersstrukturen. Subjektive Merkmale zur Wahrnehmung sollen von Bewohnern, Außenstehenden und Planern erhoben werden. Dieses Forschungsdesign wird für Großwohnsiedlungen in Alterlaa (Wien), Chorweiler (Köln), Mettenhof (Kiel) und Gorbitz (Dresden) systematisch und damit vergleichbar umgesetzt.

Dabei verfolgt das Projekt die Zielsetzung, diese integrierten methodischen Ansätze zu einem systematischen Erhebungs- und Bewertungstool weiterzuentwickeln, um eine fundierte und konsistente Bewertung der unterschiedlichen Typologien und Rahmenbedingungen des Großwohnsiedlungsbestands zu erlangen. Das übergeordnete Ziel dieses Projekts ist es, beruhend auf einem zeitgemäßen Verständnis über die Akzeptanz dieser Orte und über das Zusammenspiel zwischen physischen Gegebenheiten und Wahrnehmung, Handlungsempfehlungen für künftige Stadtentwicklungsprojekte zu erarbeiten. Das Projekt soll Erkenntnisse zur nachhaltigen Weiterentwicklung und Nachverdichtung von Großsiedlungen im Bestand sowie zur Errichtung neuer Wohnquartiere im größeren Maßstab generieren. Dabei ist ein wesentlicher Fokus die differenzierte Auseinandersetzung mit dem Thema Dichte.

Erste **Thesen**, die auf einer Befragung und Bestandsaufnahme vor Ort sowie auf einer fundierten Geodatenanalyse beruhen, sind nachfolgend aufgeführt:

■ **Die städtebauliche Gestalt einer Großwohnsiedlung beeinflusst die Wohnzufriedenheit.**

Neben dieser Wechselwirkung lässt sich ein Zusammenhang zwischen baulichen und funktionalen Faktoren mit dem Quartiersimage feststellen. In Ergänzung zu den städtebaulichen Merkmalen spielen weitere Faktoren, wie etwa Sanierungsstand und Gebäudemanagement sowie die soziale Zusammensetzung der Siedlungen, eine Rolle. Die Zufriedenheit der Bewohner der untersuchten Quartiere und

Blöcke stellt sich dabei durchaus unterschiedlich dar. Die mit Abstand höchste Wohnzufriedenheit wird in Wien-Alterlaa gemessen: Dort geben 88 % an, sich „sehr wohl“ zu fühlen, 12 % „eher wohl“. Köln-Chorweiler schneidet ebenfalls sehr gut ab: Insgesamt 84 % fühlen sich „sehr wohl“ oder „eher wohl“, nur 16 % „eher unwohl“ oder „sehr unwohl“. Kiel-Mettenhof liegt mit 83 % knapp dahinter; deutliches Schlusslicht ist Dresden-Gorbitz, wo lediglich 55 % angeben, sich „sehr wohl“ oder „eher wohl“ zu fühlen.

■ **Die bauliche Dichte/Wohnungsdichte kann sowohl negative als auch positive Effekte haben – abhängig vom Gesamtbild.**

In Rahmen der Untersuchung der vier Großwohnsiedlungen konnte ein Zusammenhang zwischen der baulichen Dichte und Wohnungsdichte mit der Wohnzufriedenheit festgestellt werden, wobei eine hohe Dichte nicht per se zu mehr sozialen Konflikten oder geringerer Zufriedenheit führt: So kann etwa in Alterlaa, dem Quartier, das die mit Abstand höchste Zufriedenheit aufweist, zugleich die höchste bauliche- und Wohnungsdichte festgestellt werden. In den anderen Siedlungen ist die Wohnzufriedenheit in den besonders dichten Quartierszentren in der Regel am geringsten. Dass nicht die bauliche Dichte an sich soziale Konflikte fördert und somit zu geringerer Wohnzufriedenheit beiträgt, ist bereits seit mehreren Jahrzehnten in der Sozialraumforschung bekannt (vgl. Feldtkeller 2002, S. 116). Demgegenüber steht die Annahme, dass nicht die räumliche Nähe an sich, sondern viel mehr die Art des Kontakts verschiedener sozialer oder ethnischer Gruppen das Gelingen sozialer Integration bestimmt: „Bei angespanntem sozialem Klima“, das als einer dieser Faktoren gilt – wenn also unschwellige Konflikte aufgrund von Überlagerungen sozialer Problemlagen und kultureller Differenzen bereits vorhanden sind – kann eine hohe räumliche Konzentration noch verschärfend wirken (vgl. Häußermann/Siebel 2004, S. 184 f.).

Insgesamt kann daher – auch aufgrund der Auswertung der Experteninterviews – angenommen werden, dass die Konzentration von Menschen in sozialen Problemlagen eine gewisse „Sprengkraft“ mit sich bringt. Demgegenüber kann die Schaffung oder Stärkung von sozialer Mischung im



Quartier, etwa durch den Zuzug von sozioökonomisch bessergestellten Haushalten oder kulturell und politisch interessierten Gruppen, dazu beitragen, diese Konzentration von Menschen in sozial problematischen Situationen abzumildern und darüber hinaus das Engagement im Stadtteil zu stärken sowie letztlich das Image der Quartiere als „soziale Brennpunkte“ aufzubessern.

■ **Ein hoher Grünanteil trägt zur Wohnzufriedenheit bei, entscheidend ist aber die Qualität.**

Viele der Großwohnsiedlungen verfügen über verhältnismäßig große Grünräume und einen alten Baumbestand. Im Rahmen der Untersuchung konnte ein Zusammenhang zwischen dem Freiraumangebot und der Wohnzufriedenheit festgestellt werden. Dort, wo eine höhere Grünraumausstattung, -versorgung und -erreichbarkeit vorhanden ist, ist in der Regel auch die Wohnzufriedenheit höher. Dies lässt sich zum einen auf der Blockebene erkennen – auf Quartiersebene besteht sogar ein weitaus größerer Zusammenhang. So besteht etwa im Quartier Gorbitz, das insgesamt den deutlich geringsten Anteil an Grünräumen aufweist, die niedrigste Zufriedenheit, wohingegen in Alterlaa, der grünsten der untersuchten Siedlungen, die höchste Zufriedenheit vorliegt.

Der Anteil der programmierten Freiräume – also solcher, deren Nutzung klar vorgegeben ist, wie etwa bei Spiel- oder Sportplätzen – gilt dabei nicht als ausschlaggebend: Die Ergebnisse zur Wohnzufriedenheit stehen in keinem direkten Zusammenhang damit, ob ein größerer Anteil program-

mierter oder nichtprogrammierter Freiräume vorhanden ist. Das bedeutet, dass auch ein gewisser Anteil nutzungs-offener, aneigenbarer Flächen zur Wohnzufriedenheit beitragen kann. In den Gesprächen mit Bewohnern wurde allerdings deutlich, dass das Fehlen einer Nutzungs-zonierung durchaus zu Konflikten zwischen Nutzergruppen führen kann, insbesondere aufgrund unterschiedlicher Ansprüche der verschiedenen Gruppen und etwa divergierender Erwartungen und Empfindlichkeiten mit Blick auf die Geräuschkulisse.

Der Blick auf den Freiraum, den öffentlichen Raum ebenso wie die Grünräume, macht deutlich, dass es neben messbaren, quantitativen Faktoren zusätzliche Komponenten gibt, die die Gebrauchs- und Erlebnisqualität und damit die Qualität städtebaulicher Dichten bestimmen: die atmosphärische Dichte. Unabhängig von der physischen Dichte kann eine Atmosphäre geschaffen werden, die den Raum belebt, ihn lebendig werden lässt. Auch das zunehmende Phänomen der Zwischennutzung bestärkt diese Auffassung eines erweiterten Verständnisses von Dichte und Urbanität.

## Eine Allianz aus sozialer und ökologischer Dimension

Der Klimawandel in Verbindung mit der baulichen Dichte von Städten führt verstärkt zu Hitzeereignissen in den Städten, die sich auf das Wohlbefinden und insgesamt auf die Lebensqualität auswirken. Vor diesem Hintergrund sind städtische Frei- und Grünflächen aufgrund ihrer kühlenden Funktion geeignet, um negative gesundheitliche Auswirkungen zu mildern (Bowler et al. 2010).

Bei der Debatte um (Nach-)Verdichtung geht es vielfach um die Schaffung von Wohnraum. Wohnen ist in vielen Kommunen in Deutschland eine der zentralen sozialen Fragen,

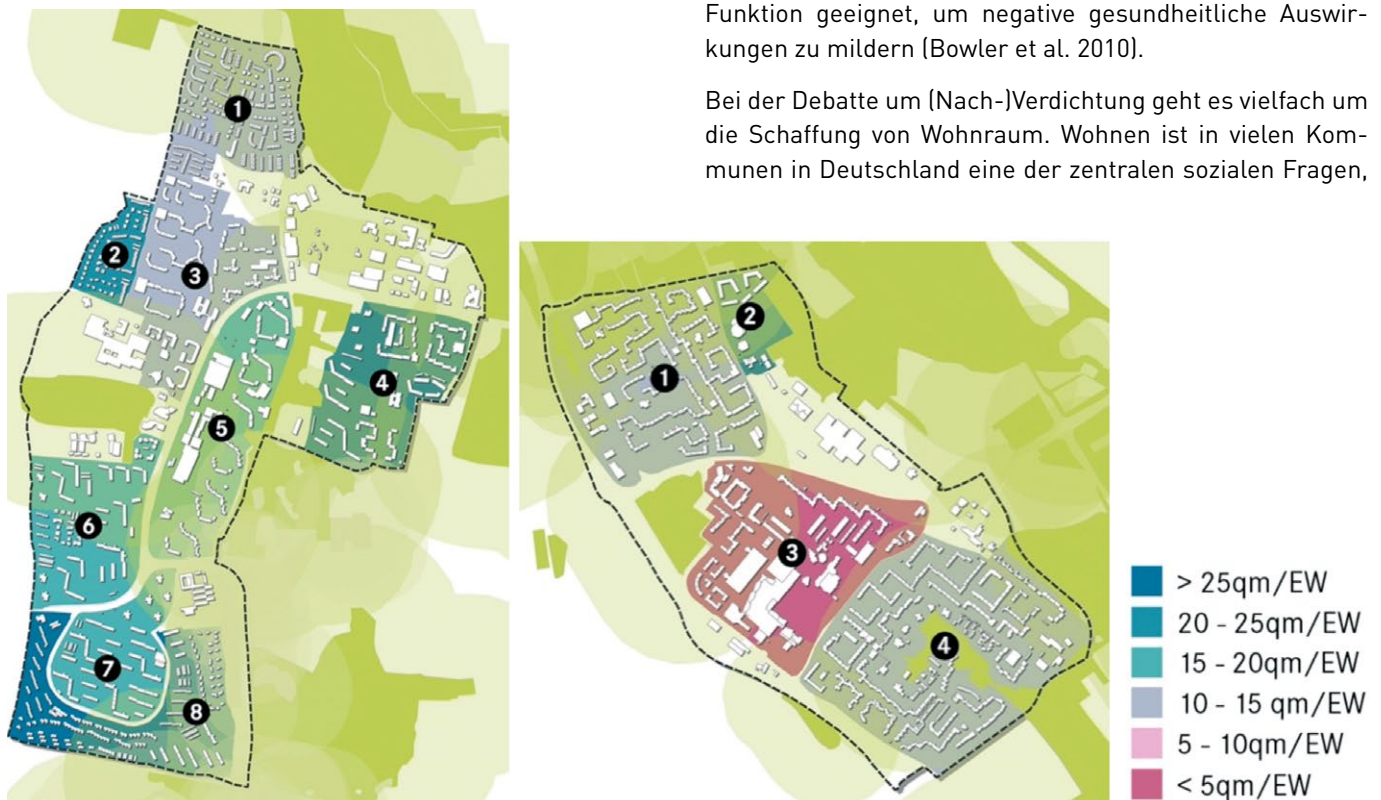


Abb. 3: Grünausstattung, Forschungsprojekt „Großwohnsiedlungen der Zukunft“



nicht zuletzt, weil es ein Grundbedürfnis und eine zentrale Aufgabe der Daseinsvorsorge ist. Im Vordergrund der Diskussionen stehen oft die Kosten des Bauens und Wohnens; die ökologischen und klimatischen Auswirkungen, die eine Verdichtung von Bestandsquartieren und die Bebauung von Freiflächen haben, rücken dabei oft in den Hintergrund. Eine umwelt- und sozialverträgliche Wohnraumbeschaffung muss daher mit ambitionierten Umweltqualitätszielen verbunden werden.

Es gibt Flächen, auf denen Nachverdichtung eine sehr gute Lösung ist. Manchmal kann das übrigens auch bedeuten, höher und dichter als bisher zu bauen. An anderen Stellen sieht das anders aus. Klimasensible Flächen sollte man ganz konsequent und mit guten, belastbaren Argumenten von Bebauung freihalten. Das bedeutet für die Stadt, die verfügbaren, geeigneten Flächen für die Schaffung von Wohnraum zu identifizieren, aber auch für Gewerbe und Produktion, denn die gehören unbedingt dazu. Die Städte müssen sich außerdem bewusst mit der Frage auseinandersetzen: Wie bauen wir eine qualitätsvolle Stadt, mit welchen Instrumenten, Strategien und vor allem mit welchen Qualitäten?

Die Begriffe der dichten Stadt und der Urbanität lassen sich also nicht allein durch die kompakte Baustruktur und die numerische Bevölkerungsdichte definieren, sondern schließen eine Menge weiterer Aspekte mit ein:

- Mischung von Funktionen,
- soziale Integrationsfähigkeit,
- Aneignungsmöglichkeiten von Raum,
- wohlproportionierte öffentliche Räume,
- urbane Architektur,
- typologische Traditionen.

Diese Aspekte sind keine übertragbaren Kriterien, sondern müssen auf die Eigenlogik eines jeweiligen Raums angepasst werden.

Stadtentwicklung sollte idealerweise im Sinne einer „mehrfachen Innenentwicklung“ nicht nur auf die Erhöhung der Bebauungsdichte abzielen, sondern den Anspruch an Nutzungsvielfalt, eine Erweiterung und qualitative Aufwertung des Grünvolumens, des Mobilitätsangebots sowie die gleichberechtigte Berücksichtigung baukultureller und energetischer Aspekte einlösen und damit die verschiedenen Herausforderungen, wie die soziale und die ökologische Dimension, zu einer Allianz verknüpfen.

### Ein vorläufiges Fazit

- Urbanität entsteht durch das Zusammenspiel mehrerer Faktoren (Dichte, Nutzungsmischung, Freiraumgestaltung ...). Dichte ist im Verhältnis zu weiteren Nutzungsansprüchen an den Raum zu sehen, ist also im Städtebau

und in der Stadtgestaltung eine relative Größe.

- Zukunftsfähige/klimagerechte Stadtentwicklung muss zum einen auf Nachverdichtung (Innenentwicklung) setzen, darf zugleich aber diese anderen Qualitäten nicht aus den Augen verlieren (Freiraum etc.)
- Großwohnsiedlungen können ein Typus sein, der diesen Anforderungen gerecht wird, allerdings muss die Komplexität der Herausforderungen berücksichtigt werden.

Welche Dichte wo und in welcher Form sinnvoll ist, hängt vom jeweiligen Kontext ab. Es handelt sich also immer um spezifische Dichten. Dabei kann der Freiraum als Element verstanden werden, das Urbanität fördern kann. Die quantitative Diskussion um Dichte muss demnach auf eine qualitative Ebene gehoben werden. Die Berücksichtigung städtebaulicher Eigenlogiken bildet dabei das Fundament für überzeugende Lösungen, aber auch für jeden erfolgreichen Qualifizierungsprozess von Quartier und Stadt.



**Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Christa Reicher**

Architektin und Stadtplanerin, BDA, DASL, DWB; Lehrstuhl für Entwerfen und Städtebau, Institut für Städtebau und Europäische Urbanistik, RWTH Aachen

### Quellen:

- BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hg.) (2015): Wohnungsmarktprognose 2030, Bonn.
- Bowler, D.E./Buyung-Ali, L./Knight, T.M./Pullin, A.S. (2010): Urban Greening to Cool Towns and Cities: A Systematic Review of the Empirical Evidence. In: *Landscape and Urban Planning* 97, S. 147–155.
- Buttlar, Adrian von (Hrsg.) (2007): *denkmal!moderne: Architektur der 60er Jahre*, Berlin.
- Häußermann, H./Siebel, W. (2004): *Stadtsoziologie. Eine Einführung*. Campus Verlag, Frankfurt am Main.
- Häußermann, Hartmut (2007): *Phänomenologie und Struktur städtischer Dichte*. In: Lampugnani, Vittorio Magnago et al.: *Städtische Dichte*, Zürich.
- Feldtkeller, A. (2002): Bauen für das Zusammenleben von Fremden. In: Riege, M./Schubert, H. (Hg.) (2002): *Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis*, S. 105–118, Köln.
- Pahl, Katja-Annika/Reuther, Iris/Tietz, Jürgen (2018): *Potenzial Großwohnsiedlung: Zukunftsbilder für die Neue Vahr*, Berlin
- Reicher, C./Jansen, H./Mecklenbrauck, I. (Hg.) (2016): *URBANITÄTEN: Ein interdisziplinärer Diskurs zur Eigenlogik des Städtischen*, asso Verlag, Oberhausen.
- Sieverts, Thomas (1997): *Zwischenstadt: zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*, Braunschweig/Wiesbaden.
- Zimmer-Hegmann, Ralf/Fasselt, Jan (2006): *Neighbourhood-Branding – ein Ansatz zur Verbesserung des Images von Großwohnsiedlungen*. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, Jg. 2006, H. 3/4, S. 203–213.